Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 13 (1937-1938)
Heft: 9

Artikel: La mi la gaa!
Autor: Huggler, Anna
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066407

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Von Anna Huggler

Illustration von A. Carigiet

« Ihr dürft die jungen Kätzchen nicht anrühren », sagte unsere Urgrossmutter zu uns; « wenn ihr sie die ganze Zeit herumträgt und auf den Schoss nehmt, werden sie Serbel. »

Unter einem Serbel stellte ich mir ein abgemagertes Kätzlein vor mit einem langen, dünnen Hals, das stellenweise keine Haare hatte, rüdig war und nicht mehr recht wachsen konnte — grässlich anzuschauen, ein Katzengespenst sozusagen. An einem solchen Unglück wollte ich nicht schuld sein. Die jungen Kätzchen waren warm und seidenweich und gaben hohe klagende Töne von sich. Oh, wie gern hätte ich sie in die Arme genommen, aber es war eine Sünde, eine Art Mord! Einmal konnte ich nicht widerstehen. Als ich allein in der Stube war, nahm ich es schnell auf die Arme und drückte es an mich. Es liess sich meine Zärtlichkeiten gefallen. Da befiel mich plötzlich eine heftige Angst. Hatte ich ihm nun geschadet? Wenn es nun ein Serbel wurde? Ich liess es los und beobachtete es die nächsten Tage verstohlen. Es schien ihm nichts gemacht zu haben; aber ich wiederholte meinen Überfall nie mehr. Es wuchs und bekam ein glänzendes, schön gezeichnetes Fell, und aus dem weichen, hilflosen Kätzlein wurde ein kühner Tiger, der auf Abenteuer ausging und um dessen Leben ich nicht mehr zu zittern brauchte.

« Hast du die Kätzlein nicht gern? Nimm es doch auf den Arm, es kratzt dich nicht!» fragte manchmal eine glückliche Katzenbesitzerin, wenn ich ihr Kätzlein nur zaghaft streichelte.

« Man darf die ganz jungen Kätz-

lein nicht herumsacken, sonst werden sie Serbel! »

« Im Gegenteil, sie haben es gern, wenn man sie in die Arme nimmt! »

Ich war aber überzeugt, dass meine Urgrossmutter das besser wusste.

Das Leben der jungen Katzen ist zart, aber zäh, sonst könnten sie nicht bestehen. Wie zart und weich sind die neugeborenen Kinder! Unendlich hilflos kommen sie zur Welt. Nicht einmal ihren eigenen Kopf können sie tragen. Sie scheinen noch ungeformt, von einer Weichheit, die uns keinen Widerstand entgegensetzt. An dem weichen Schädel sehen wir das Leben pulsieren. Sind wir nicht einzig dazu da, um dieses Leben zu schützen? Wer würde an diesem zarten Leben herumkneten? Und doch gibt es Völker, welche diese weichen Schädel der Neugeborenen einbinden, um sie in eine besondere Form zu zwingen. Gibt oder gab es nicht ein Volk, das diese weichen Füsschen einband, um ihr Wachstum zu verhindern? Wickelte man nicht auch bei uns die Säuglinge fest und verschnürte das kleine Menschenpaket mit einem Wickelband, um die hochgezogenen Beinchen in eine gerade Form zu pressen? « Wie schrecklich », denken wir, « da konnten sie ja ihre Muskeln gar nicht üben, nicht strampeln! Lernten sie bei dieser naturwidrigen Behandlung auch gehen? » Es ist wunderbar: trotzdem sie festgebunden sind, lernen sie gehen, wie sie auch ohne Packung gerade Beine bekommen. Denn auch das Leben der jungen Menschen ist zart und zäh zugleich.

Mit ihrem kleinen Kinde muss sich die Mutter befassen, es kann ja nichts allein tun, es lebt zum Teil noch von ihr, und jedes Halten, jede Besorgung ist zugleich eine zärtliche Handlung, ein Liebesbeweis. Aber wie schnell wächst es und strebt von ihren Knien weg und ruft: « Selber! » Wann kann es die Nase selber putzen, das Mäulchen selber abwischen? « Komm », ruft die zärtliche Mutter, und ergreift ihr Büblein, « du hast da einen Schlirp an der Wange», und will ihn mit ihrem Taschentuch reinigen. Doch schon der vierjährige Sohn strebt heftig fort. Ein kleiner Kampf entsteht, er will sich nicht mehr packen lassen, er will sich selber abputzen, und er reibt verzweifelt an der falschen Backe. Nun wäre der Moment da, wo man ihn nicht mehr halten sollte — in dieser Weise, besonders nicht vor Zeugen. Aber die Mutter möchte eben etwas machen mit ihrem Kinde. Wenn sie klein sind, putzt man ihnen die Mäulchen, setzt sie richtig hin, streicht ihnen die Haare aus dem Gesicht — später bleibt einem nichts anderes übrig als geistig an ihnen herumzuzupfen. Sicher zum Teil aus guten Gründen: Man will nichts versäumen in der Erziehung. Sicher zum Teil aus andern Gründen: Man will «etwas machen ». Darf man nicht ein wenig an seinem Kinde herumziehen? Da wäre man ja in einer ähnlichen Situation wie das kleine Mädchen, das seine Puppe nicht an- und ausziehen kann: Wenn man doch nichts mit ihr machen darf, könnte sie ja im Schaufenster stehen. Es ist, wie wenn sie uns nicht gehören würde. Und gehört das Kind nicht uns?

Überall, wo ein paar Menschen beisammen sind, erlebt man diese kleinen Szenen, zum Beispiel im Tram. Hansli (zweijährig, kurze Beine) sitzt im Tram, seiner Mutter gegenüber. Hansli wippt mit dem Schuh auf und ab, ohne die Mutter zu berühren, ohne zu lärmen. Tram hält.

Mutter: « Hansli, willst du die Fuseli ruhig halten! »

Hansli hält den Fuss still. Das Tram fährt noch immer nicht weiter.

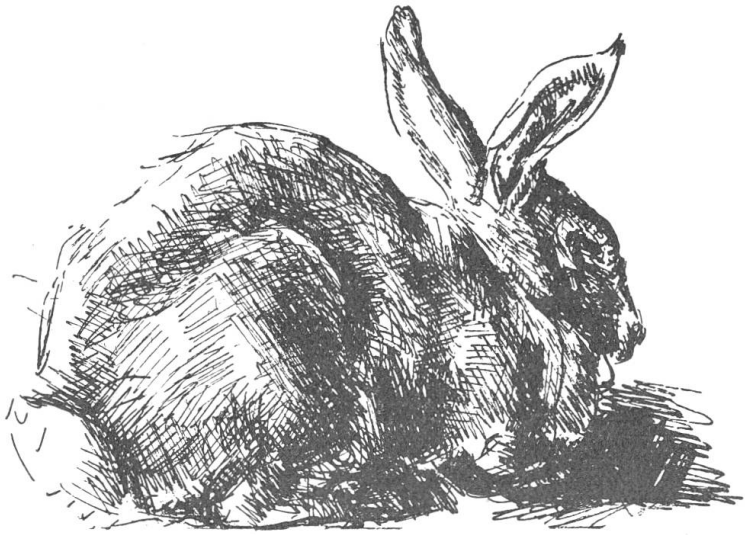
Mutter: «Hansli, schau die Hühü!»

Hansli blickt interessiert nach der andern Seite, wo für die Mutter nichts zu sehen ist.

« Hansli, schau die Rosseli! »

Hansli bewegt den Kopf schliesslich nach der Hühü-Seite und macht eine Achtelsdrehung nach links, wobei sein Bein sich verschiebt. Sofort fasst ihn die Mutter unter die Arme, um ihn richtig hinzusetzen. « Du bist ein Fegnest, jetzt sitz einmal still! »

Hansli hat unterdessen das Fuhrwerk



F. Deringer Federzeichnung

mit den Pferden entdeckt und dreht sich erfreut nach ihm um. « Wenn du nicht still sitzen kannst, fahre ich nicht mehr mit dir Tram!» Hansli beginnt zu weinen.

« Du bist ein ganz böser Hansli. Mutti ist traurig. »

Andere Szene in der Eisenbahn. Lange Reise. Mutter und fünfjähriger Sohn auf den Fensterplätzen. Mutter geht in den Korridor, um zu plaudern, schaut in die Landschaft hinaus. Kehrt wieder ins Coupé zurück, langweilt sich. Unterdessen spielt der Sohn friedlich mit einer winzigen hölzernen Lokomotive von der Grösse einer Zündholzschachtel. Er lässt sie auf einem Kartondeckel hin und her rollen und variiert unermüdlich die Geschwindigkeit, indem er den Deckel mehr oder weniger schräg hält und neue Routen kombiniert mit Hindernissen.

Mutter: « René, komm heraus! »

René hört nicht.

Mutter: «René, René, hörst du nicht? Ich rufe, du sollst herauskommen! »

René geht zu ihr hinaus. Sie redet auf ihn ein, und er schaut in die verschwommene Abendlandschaft. Mutter geht wieder ins Coupé. René schaut unverwandt durch die Scheiben.

Mutter: «René, komm herein, schau dort . . . »

René kommt zögernd herein und nimmt wieder seine Lokomotive vor.

«René, schau dort die Lichter! Hörst du nicht? »

René blickt einen Moment gelangweilt hinaus, fängt dann an, auf dem Polster hin und her zu rutschen, bewegt die Lehne auf und ab, stösst mit dem Schuh gegen das Kleid der Mutter. Sie versetzt ihm einen Klaps. Mässiges Geschrei seinerseits, worauf er wieder Lokomotive und Karton ergreift und das unterbrochene Spiel fortsetzt.

Renés Mutter meint es sicher gut. Wenn René in einer wirklichen Eisenbahn reisen darf, soll er reisen, das heisst zum Fenster hinaussehen, nicht mit einer dummen kleinen Lokomotive spielen. Denn ein Spiel wird von den Erwachsenen erst in dem Augenblick ernst genommen, wo sie sich selbst dessen bemächtigt haben.

Kinder liebten von jeher das Spiel mit Wasser. Vor Jahren, wenn ein Kind — auch im Hochsommer — sich einem Brunnentrog näherte, hiess es: « Hansli, lass das Götschen sein! »

Da kam die Badewelle über die Welt. Das Götschen wurde Planschen getauft und entsprechende Einrichtungen, genannt Planschbecken, geschaffen.

« Warum willst du nicht ins Wasser? Das ist doch lustig! »

Wenn Hansli jetzt nicht planscht, macht er sich unbeliebt. Seit sich die Erwachsenen des Götschspiels bemächtigt haben, ist es Pflicht der Kinder, mitzutun. Denn die Erwachsenen haben für ihr Götschspiel zwei Vorwände gefunden, die ihnen das Übergewicht geben: sie götschen aus hygienischen und sportlichen Gründen. Die Kinder götschen ohne Motiv, zum Vergnügen.

Es ist unendlich schwer, andere Art zu begreifen. Vielleicht ist es unmöglich. Das Kind, das sein Kätzchen im Puppenwagen spazieren führt, kann nicht begreifen, warum das Kätzchen davon nicht entzückt ist und hinausspringt. Es muss doch wunderschön sein, so herumgefahren zu werden. Wir gleichen diesen klei-

nen Müttern aufs Haar, nur mit dem Unterschied, dass die Kinder uns nicht so leicht davonspringen können wie die Katzen. Sind wir lebhaft, aktiv, sehen wir mit missbilligendem Staunen, wie unser Kind träumerisch herumsteht.

« Was stehst du da, Frideli? Mach doch etwas! Spring mit Maxli herum! »

Frideli mag nicht Fangis machen.

« Dann hilf mir Kartoffeln schälen, wenn du doch nichts Gescheites anstellst!»

« Dann mache ich lieber Fangis! »

Stellen wir uns vor, wie lustig dieses Fangisspiel ist! Wie wäre es, wenn wir fröhlich herumrennen müssten, damit uns eine höhere Instanz nicht am Kragen nähme und zu Zwangsarbeit verurteilte? Stellen wir uns auch vor, wie die Arbeitsliebe gefördert wird, wenn man arbeiten muss, weil man nicht Fangis machen will!

Aber nicht nur das Fangismachen und Kartoffelschälen wird dem Kinde gleichermassen verleidet. Es getraut sich schliesslich nicht mehr « bloss dazustehen ». Sobald die Mutter sich nähert, muss es etwas machen. Offenbar ist es nicht recht, wenn man nichts macht, sonst würde die Mutter ja nicht so unwillig. Das Kind wird unsicher. Ein rechtes Kind macht gern Fangis. Es ist kein rechtes Kind. Ein rechter Bub ist immer auf allen Bäumen. Ein rechter Bub hat immer die Knie zerschlagen! Es gibt zahllose Buben, die nicht immer auf allen Bäumen sind, die keine zerschlagenen Knie haben.

Wir haben bestimmte konventionelle Vorstellungen. Am liebsten sieht man frischfröhliche Kinder, die lebhaft (aber mit Mass, dass es die Erwachsenen nicht zu sehr stört) sich herumtummeln. Ein verdriessliches Kind ist nicht brav.

« Was machst du für ein Gesicht? »

Keine Antwort.

« Was hast du? »

Keine Antwort.

« Mach doch nicht so ein Gesicht! »

Was will die Mutter eigentlich mit diesen Fragen? Will sie das Kind zu einer guten Haltung ermuntern? Sicher muss man das Kind früh lehren, im Leben eine gewisse Haltung zu bewahren, seinen Schmerz nicht immer und überall hemmungslos herauszubrüllen. Aber von da bis zum verlogenen Keep-smiling ist ein grosser Schritt. Dazu wollen wir ja nicht im Ernst ein Kind veranlassen, dass es ständig ein sonniges Lächeln und den berühmten frohen Kinderblick zur Schau trage. Das Kind ist froh und traurig, heiter und verdriesslich wie wir mit gleichem Recht. Oder wollen wir ein Geständnis? Mischen wir uns nicht zu sehr in seine Angelegenheiten ein und glauben wir, dass es für seine Verdriesslichkeit einen ebenso wichtigen Grund hat wie wir. Wir werden ihn vielleicht erfahren — aber nicht dadurch, dass wir Erpressungsversuche, sei es mit Strenge oder Liebe anstellen. Das Vertrauen unseres Kindes ist die Antwort auf das Vertrauen, das wir ihm entgegenbringen.

Fritz kommt hie und da zu spät zum Mittagessen, weil er auf dem Schulweg herumsteht.

« Wo bist du gewesen? » fragt seine Mutter.

« Ich habe einem Kranen zugeschaut. »

Acht Tage darauf erscheint er mehr als eine halbe Stunde zu spät, als das Essen fast beendet ist.

« Warum kommst du so spät? »

Keine Antwort.

« Bist du herumgestanden? »

« Nein. »

Störrisches Schweigen.

« Hast du nachsitzen müssen? »

« Nein. »

Die Mutter fragt nicht mehr. Hat sie nicht das Recht, eine Erklärung zu erhalten? « Er wird einen Grund für sein Zuspätkommen haben, den er nicht in Gegenwart der um den Tisch versammelten Familie vorbringen mag », denkt sie. Sie schöpft ihm schweigend sein kaltes Essen auf den Teller und dringt nicht weiter in ihn.

«Ich muss dir etwas sagen, Mutter», sagt Fritz nachher, als die Familie sich zerstreut hat, « ich kam so spät, weil ich Bethli begleitet habe. Es kam zum letztenmal in die Schule. Sie zügeln in eine andere Stadt. Ich sehe es vielleicht erst wieder, wenn wir erwachsen sind. »

Vertrauen ist ein Geschenk, das dem zuteil wird, der Geduld hat.

«Gehen die Tulpen nicht bald auf?»

Das ungeduldige Kind drückt mit den Fingern an den Tulpenknospen. Es möchte sie aufdrücken.

« Rühre die Blumen nicht an, sie öffnen sich nicht schneller deshalb, sie verwelken, wenn du daran herumzerrst!»

Das Kind hat seine Privatsphäre so gut wie wir und ist nicht ein offenes Buch, in dem die Mutter nach Belieben herumblättern kann.

Können wir nun die Kinder aufwachsen lassen wie wilde Rosen? Wie eben jedes wächst? Nein, Kinder brauchen eine feste Ordnung, Gesetze, an die sie sich halten können. Sie selbst verlangen danach. In welche Empörung geraten Kinder, wenn jemand zum Beispiel vergisst, das Wachstüchli unter den Kinderteller zu legen, wenn man eine Geschichte das drittemal ein bisschen anders erzählt! Durch Gesetze, Gebräuche, Gewohnheiten bringen wir eine gewisse Ordnung in das Chaos. Wir errichten eine Art Gebäude mit Pfosten, an denen wir uns halten können. Wir wollen dem Kinde helfen, sich in diese Ordnung einzufügen, aber lassen wir ihm innerhalb dieser Ordnung seine menschliche Freiheit! Denn diese allgemeinen Regeln nehmen zwar nicht Rücksicht auf das Individuum, aber sie beleidigen es nicht, sie sind unpersönlich. Beleidigend ist nur die Willkür, mit welcher man in das Leben eingreift. Sie ist ehrfurchtslos.

Die Schule, die vielkritisierte, greift trotz allem nicht in dieser Weise in das Leben der Kinder ein. In die Schule geht man, um zu lernen, zu arbeiten. Das mag oft unangenehm sein, mühsam, langweilig, es ist notwendig. Das unpersönliche Gesetz verlangt es. Es gibt auch Stunden, wo man Fangis machen muss, ob man dazu aufgelegt ist oder nicht; aber es sind bestimmte Stunden, es geht nach bestimmten Regeln, nach einer bestimmten Ordnung, nicht willkürlich. Der Lehrer verlangt, dass der einzelne sich dieser Ordnung füge, aber nicht, dass er glücklich lache oder Fangis mache, weil es ihm selber momentan so zumute ist. Schon allein die Grösse einer Klasse verhindert ihn einigermassen, sich in dieser Weise des einzelnen anzunehmen.

Auch in einer grossen Familie muss sich der einzelne schon aus praktischen Gründen fügen. Nehmen wir das Beispiel der Essordnung. Um 6 Uhr wird gegessen. Wenn ein Kind nicht da ist, bekommt es nur noch ein Stück Brot, aber es wird nicht in dieser intensiven Weise wie beim Einzelkind nach den Gründen des Zuspätkommens gebohrt.

Nehmen wir das andere Extrem: Das Essen wird sorgfältig gewärmt, aber das Kind muss genau rapportieren, wie es die Zeit verbracht hat. Es wird liebevoll streng ausgequetscht, bis es anfängt zu schwindeln. Denn das Vertrauen lässt sich nicht erzwingen, auch nicht durch Liebe, und es ist gar kein grosser Unterschied, ob man Geständnisse durch Liebe oder Strenge erpressen will.

Heisst das nun gleichgültig sein, nicht mehr hinschauen, resigniert denken: Man kann ja doch nichts machen, Kinder gehen eigene Wege? Nein, warten, geduldig warten, immer bereit sein, helfend beizuspringen, immer da sein und doch nur eingreifen in Momenten der Gefahr.

Wir können nicht im Ernst glauben, dass wir das Rezept haben, unser Kind glücklich zu machen. Wir sind bescheidene Helfer. Die Illusion, dass es ein Stück von uns ist, müssen wir aufgeben bei seinem ersten Schrei, und bald steht es vor uns, ein Mensch wie wir, in seinen Grenzen, unendlich nah und unendlich fern, eine Welt für sich. Und nicht wir sind es, die diese Welt erschaffen haben.

(Ein weiterer Artikel von Frau A. Huggler erscheint in einer der nächsten Nummern.)